

Pläne für Gedenkstätte

Späte Würde für sowjetische Kriegsgefangene

Sie verhungerten, starben elendig an Krankheiten, wurden ermordet: Rund drei Millionen sowjetische Kriegsgefangene starben in Händen der Wehrmacht. Entsteht in Holte-Stukenbrock nun eine Gedenkstätte mit nationaler Bedeutung?

Von REINER BURGER



© Jana Mai

Nicht länger ungenannt: Seit ein paar Jahren erinnern Stelen an die vielen sowjetischen Kriegsgefangenen, die in Holte-Stukenbrock den Tod fanden.

Kein Stein markiert die Stelle, an der Stepan Stepanovich Lazarew ruht. Marina Mehliß weiß nur ungefähr, wo ihr Urgroßvater liegt. Nur die Massengrabreihe kennt sie. Sechsenddreißig lange Reihen bilden den Ehrenfriedhof für sowjetische Kriegsgefangene am Rande des kleinen ostwestfälischen Ortes Holte-Stukenbrock. Mehrere zehntausend Rotarmisten liegen verscharrt im Sand der Senne unter gepflegtem Rasen und lichten Kiefern. Sie verhungerten, starben elendig an Krankheiten, wurden ermordet. Stepan Stepanovich Lazarew starb am 17. August 1944 im Stammlager 326 (VI K), kurz Stalag 326, rund einen Kilometer vom Friedhof entfernt.

Vor dreizehn Jahren fand seine Urenkelin Marina das durch eine Anfrage bei der Organisation Memorial für ihren Großvater Juri Stepanovich Lazarew heraus. Marina war damals in der zehnten Klasse. „Dass Opa nach all den Jahrzehnten Gewissheit über das Schicksal seines Vaters bekam, hat ihm so viel Glück bereitet. Endlich war sein Vater, den er nie kennengelernt hatte, nicht mehr spurlos verschwunden“, erzählt die 29 Jahre alte Russin. „In meiner Heimat hat jede Familie ihre Kriegshelden, die bei Festen und Treffen stets Thema sind. Aber in vielen dieser Geschichten gibt es sozusagen keinen Punkt.“

Gefangene Rotarmisten galten als Feiglinge

In der Sowjetunion galten Rotarmisten, die in deutsche Gefangenschaft geraten waren, als Feiglinge, Volksverräter, Feinde. Stalin hatte das 1941 dekretiert. Erst 1995 beendete der russische Präsident Boris Jelzin die Diskriminierung. Doch eine Lobby hatten die Überlebenden und die Angehörigen der in den deutschen Lagern zugrunde gegangenen Kriegsgefangenen weder in Russland, noch in der Ukraine oder Belarus. Das Thema blieb lange angst- und schambehaftet. Viele Angehörige wagten nicht einmal, nach offiziell Vermissten zu suchen. Und in Deutschland liegt das grauenhafte Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen bis heute in einem „Erinnerungsschatten“, wie Bundespräsident Joachim Gauck 2015 zum 70. Jahrestag des Kriegsendes in Holte-Stukenbrock formulierte.

Als Marina Mehlis 2018 mit ihrem deutschen Ehemann von Moskau nach Berlin zog, versprach sie ihrem Opa, nach Stukenbrock zu fahren und ihm ein paar Fotos vom Ehrenfriedhof zu schicken. Doch bevor es dazu kam, starb Juri Lazarew. Auf dem Ehrenfriedhof legt Mehlis Blumen an einem Gedenkstein nieder, der den Beginn der 32. Grabreihe markiert. „Hier bin ich wieder“, flüstert die junge Frau. Irgendwo in der langen Flucht dahinter liegt Stepan Stepanovich Lazarew.

Marina Mehlis ist zum zweiten Mal nach Stukenbrock gekommen. Am Nachmittag will sie ein paar Worte bei der Gedenkstunde zum 75. Jahrestag der Befreiung von Stalag 326 sprechen. Sie musste wegen der Corona-Pandemie vom April in den Herbst verschoben werden. Ausfallen sollte die Veranstaltung aber unter keinen Umständen. Zu wichtig ist der nordrhein-westfälischen Landesregierung und dem aus der Region stammenden Landtagspräsidenten André Kuper die Sache. „Hier auf dem Sandboden der Senne endeten Lebenswege in Erniedrigung, Hunger, Schmerz und Tod. Was Menschen hier ertragen mussten, bleibt für immer fester Bestandteil der deutschen und europäischen Geschichte“, sagt der Landtagspräsident.

Eines der größten Verbrechen der Wehrmacht

Das Massensterben der sowjetischen Kriegsgefangenen gehört zu den größten Verbrechen der Wehrmacht. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion kamen 5,7 Millionen Rotarmisten in deutsche Gefangenschaft. Rund drei Millionen Russen, Usbeken, Kalmüken, Ukrainer, Kirgisen, Georgier, Usbeken, Kasachen, Turkmenen kamen ums Leben. Sowjetische Kriegsgefangene sind damit nach den europäischen Juden die zweitgrößte Opfergruppe des erbarmungslosen nationalsozialistischen Vernichtungskriegs.

Stalag 326 war mit mehr als 300.000 durchgeschleusten sowjetischen Kriegsgefangenen eines der größten „Russenslager“ im Deutschen Reich, diente als Drehscheibe für die Verteilung von Zwangsarbeitern in Fabriken und Bauernhöfen in Westfalen und im Rheinland oder im Bergbau des Ruhrgebiets – auch Stepan Lazarew musste unter Tage schuften.

Gemeinsam mit dem Land Nordrhein-Westfalen und dem von geschichtsbewussten Stukenbrockern vor beinahe dreißig Jahren gegründeten „Förderverein Gedenkstätte Stalag 326“ will der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) aus den Resten des Stammlagers und dem Ehrenfriedhof eine „Gedenkstätte mit nationaler Bedeutung“ machen, wie LWL-Direktor Matthias Löb sagt. Rund 60 Millionen Euro wird das Projekt kosten. Im Sommer hat der Landschaftsverband beim Bund eine Machbarkeitsstudie eingereicht und einen Antrag auf Förderung gestellt, am 22. Oktober soll die Entscheidung über einen ersten Teilbetrag fallen. „Wir wollen den Blick auf sowjetische Kriegsgefangene als eine der größten, bislang aber kaum beachteten Opfergruppen lenken“, sagt Löb.



© Jana Mai

„Stepan Stepanovich Lazarew“: Marina Mehlis zeigt den Namen ihres Urgroßvaters an der Tafel mit Hunderten Namen Verstorbener.

Der entscheidende Anstoß für das ehrgeizige Vorhaben war die Rede von Bundespräsident Joachim Gauck zum 70. Jahrestag des Kriegsendes auf dem Soldatenfriedhof in Stukenbrock, in der er den Begriff des „Erinnerungsschattens“ prägte. Gauck beklagte vor fünfeinhalb Jahren, dass das grauenhafte Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen in Deutschland nie angemessen ins Bewusstsein gekommen sei. Der Bundespräsident erklärte das so: Viele Deutsche dachten nach dem Krieg vor allem an ihre eigenen Gefallenen und Vermissten, auch an die Kriegsgefangenen, die zum Teil noch bis 1955 in der Sowjetunion festgehalten wurden. Die Schreckensbilder von der Eroberung des deutschen Ostens durch die Rote Armee verstellten vielen Deutschen den Blick auf die eigene Schuld.

Und diejenigen, die wegschauten und sich nicht erinnern wollten, sahen sich später durch die Besatzungs- und Expansionspolitik der Sowjetunion und durch die Errichtung einer kommunistischen Diktatur mit Rechtsferne, Unfreiheit und Unterdrückung in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands bestätigt. „In der DDR wurde zwar die Erinnerung an das heldenhafte sowjetische Brudervolk großgeschrieben, aber der amtlich verordnete Heldenmythos ließ auf der anderen Seite wenig Raum für die Empathie mit denjenigen, die als Kriegsgefangene in Deutschland keine strahlenden Sieger waren, sondern Opfer, Entrechtete, Geschlagene“, sagte Gauck. Später habe die Erinnerung an den Völkermord an den Juden und die beginnende Scham darüber die Auseinandersetzung mit anderen Verbrechen einfach überlagert.

Bis Ende 1941 waren schon 1,4 Millionen Rotarmisten in deutscher Gefangenschaft zugrunde gegangen – weil sie durch die schweren Kämpfe ohnehin schon geschwächt waren, weil sie bei den tagelangen Fußmärschen zu den Lagern in den besetzten Gebieten zusammenbrachen, weil die Wachmannschaften sie quälten. Um das Genfer Kriegsgefangenenabkommen scherten sich weder Hitler noch die Wehrmacht.

Die Bevölkerung wurde gegen die Gefangenen aufgehetzt

Doch je länger der Krieg dauerte, desto größer wurde der Zwiespalt zwischen ideologisch begründeter Vernichtung und der Notwendigkeit, die Gefangenen wenigstens eine Zeitlang zu versorgen. Denn immer mehr Gefangene wurden nun im „Altreich“ gebraucht, als Arbeitssklaven. Abertausende sowjetische Soldaten brachte die Wehrmacht mit Hilfe ihres weit gespannten Systems aus mehr als 100 Durchgangs- und Stammlagern ins Reichsgebiet. Nach endlosen Zugfahrten teilweise in offenen Güterwaggons waren die Gefangenen

ausgemergelt und abgerissen, entsprachen dem von der NS-Propaganda entworfenen Bild. Das schreiende Unrecht geschah nicht im Verborgenen. Im Gegenteil: Die deutsche Bevölkerung wurde sogar propagandistisch vorbereitet. Just an dem Tag im Juli 1941, an dem die ersten für das Stalag 326 bestimmten Rotarmisten im gut fünf Kilometer entfernten Bahnhof Hövelhof ankamen, erschien im „Westfälischen Volksblatt“ ein langer Artikel über „bolschewistisches Untermenschentum in deutscher Gefangenschaft“. Es handle sich um „das Primitivste und Niedrigste, das zur weißen Rasse zählt“.

Im Stalag 326 gab es so gut wie nichts, keine ausreichende Verpflegung, keine Latrinen, keine medizinische Betreuung und anfänglich noch nicht einmal einen Unterschlupf, im Sommer 1941 war das Lager ein mit Stacheldraht umzäuntes 400 auf 1000 Meter großes Feld mit Wachtürmen an jeder Ecke. „Wir mussten uns unter freiem Himmel auf der Erde einrichten“, heißt es in einem vom Förderverein dokumentierten Bericht des Zeitzeugen Wladimir Schimanskij. Er und seine Kameraden hätten ein kleines Wäldchen auf dem Gelände als Material für den Bau von Laubhütten genutzt. Doch die Zweige reichten nicht für alle, weshalb viele Gefangene damit begannen, Höhlen zu graben, um wenigstens etwas Schutz vor dem Regen zu haben.

Auch als die Gefangenen die ersten Baracken gebaut hatten, blieb die Lage katastrophal. Krankheiten wie Ruhr und Fleckfieber grassierten. Viele Gefangene verhungerten binnen weniger Monate, erinnerte sich der ehemalige Lagerarzt Fjodor Ivanovič Čumakov in seinem Zeitzeugenbericht. „Nun durften wir auf gar keinen Fall ‚verhungert‘ auf den Totenschein schreiben, das war verboten. Also lautete die Todesursache zumeist Herzschwäche.“



© Jana Mai

Einen Schlusspunkt finden: Marina Mehls an dem Stein für das Massengrab, in dem ihr Urgroßvater liegt.

Die Lager und die bemitleidenswerten Insassen – an vielen Orten im Reich konnte man sie sehen, wenn man es wollte: In Sandbostel, Oerbke, Zeithain bei Dresden, Nürnberg oder eben in Stukenbrock nahe Paderborn. Es geschah mitten in Deutschland. „Und es ist ja nicht irgendwie ‚geschehen‘“, wie Bundespräsident Gauck 2015 formulierte. „Es wurde ‚gemacht‘, es wurde verübt, planmäßig und mit bösem Kalkül und ewig unfassbar. Von Menschen, mit denen wir Sprache, Herkunft und Nationalität teilen, von Menschen, deren Verbrechen heute Teil unserer Geschichte sind.“

Dass Angehörige auf der Suche nach ihren Vermissten überhaupt eine Anlaufstelle in Stukenbrock haben, ist bisher ausschließlich dem Engagement des Fördervereins zu danken.

„Dieses Jahr haben uns schon gut 300 Anfragen erreicht“, sagt Geschäftsführer Oliver Nickel. Rund 100 Besucher kommen jedes Jahr aus den ehemaligen Sowjetrepubliken in die Senne. Am tiefsten berührt hat Nickel die Bäuerin Raissa Demjanowa, die sich 2010 auf die Suche nach ihrem Vater machte. Wie Marina Mehlis war Demjanowas Sohn bei der Internetrecherche auf das Stalag 326 gestoßen.

Graberde für die Heimat

Die 72 Jahre alte Frau, die noch nie im Ausland war, sammelte in ihrem winzigen Dorf im Ural bei den Nachbarn Geld für die Fahrt. Mit Zügen und Bussen war sie fünf Tage lang gen Westen unterwegs. Einmal schlief sie am Straßenrand, wo Polizisten sie fanden. „Und dann war sie einfach da bei uns in der Dokumentationsstätte, sie trug ein einfaches Kleid, ein Kopftuch, Wollsocken und Stoffschuhe“, erinnert sich Nickel. Am Massengrab weinte Raissa Demjanowa um ihren Vater Pawel, beklagte das Leid der vielen Kinder, die das Schicksal ihrer Väter nicht klären können und betete für den Frieden. Dann verteilte sie Heimaterde, nahm Erde vom Ehrengrab mit in die Heimat, um sie auf das Grab ihrer Mutter zu legen, um die Eltern doch noch zu vereinen.

Oliver Nickel führt Marina Mehlis über das Gelände des ehemaligen Lagers. Nickel öffnet das Tor zur „Entlausungsstation“. Auf dem nackten Betonboden hallen die Schritte. Wie alle Neuankommlinge durchlief auch Stepan Stepanovich Lazarew regelmäßig eine qualvolle Prozedur: Die Gefangenen mussten sich nackt ausziehen, sich mit stumpfen Klingen am ganzen Körper rasieren und sich dann duschen. Wer nach Auffassung der brutalen Wärter zu schlecht rasiert war, wurde verprügelt. In vielen Zeitzeugenberichten ist die Erniedrigung und Willkür dokumentiert. Nickel zeigt an den Wänden, wo einst acht Duschköpfe hingen. Die „Entlausungsstation“ wird neben der Arrestbaracke direkt hinter dem Lagereingang als einer von zwei authentischen Orten in der Ausstellungskonzeption für die geplante große Gedenkstätte eine wichtige Rolle spielen.

Hinzukommen soll ein Neubau. Die neue Gedenkstätte „Stalag 326“ soll ein Ort der Bildung, Forschung und Wissensvermittlung darüber werden, wie das Ausbeutungs- und Vernichtungssystem Stalag funktionierte und große Teile der Gesellschaft einband. Flankiert werden soll die Ausstellung durch ein ambitioniertes digitales Programm. Grundlage dafür soll der außergewöhnlich große Bestand an erhaltenen Bildern und Filmen sein, darunter sogar rund hundert Farbfotos eines Lagerarztes.

Zufällig erhalten geblieben

Das Arrestgebäude und die „Entlausungsstation“ blieben eher zufällig erhalten. Als amerikanische Soldaten am 2. April 1945 die letzten rund 8500 Gefangenen befreit hatten, wurde das Gelände weiter genutzt. Zunächst diente es den britischen Besatzern als Internierungslager für mutmaßliche Kriegsverbrecher, NSDAP-Funktionäre, SS-Angehörige und ehemalige Gauleiter. Nach 1948 nutzte das „Sozialwerk Stukenbrock“ das Gelände im Auftrag der nordrhein-westfälischen Landesregierung, um Vertriebene aus den Ostgebieten und dann vor allem DDR-Flüchtlinge übergangsweise unterzubringen. Die Stalag-Baracken wurden abgerissen, es entstand eine kleine Stadt mit Kirche, Schule, Kaufhaus und Hospital. Bis zur Schließung 1970 lebten bis zu 2500 Menschen vorübergehend in dem Auffang- und Flüchtlingslager. Im selben Jahr übernahm die Landespolizei das Gelände, um darauf ein „Bildungszentrum für fachpraktisches Training“ zu errichten. Seither ist das ehemalige Stalag Polizeigebiet.

Das hat kuriose Konsequenzen. Wer zur kleinen Ausstellung will, die der Förderverein 1996 in der ehemaligen Arrestbaracke aufgebaut hat, muss angemeldet sein und beim Pförtner seinen Ausweis hinterlegen, sonst öffnet sich die Schranke nicht. Die schnurgerade Hauptachse des ehemaligen Lagers eignet sich exzellent fürs Polizeitraining. Selbst als die dunklen Limousinen von Ministerpräsident Armin Laschet und Landtagspräsident Kuper auf den Parkplatz der Polizeikantine zur Gedenkveranstaltung vorfahren, übt ein Trupp junger Polizeianwärter nur einen Steinwurf entfernt, wie man einen Unfallort nach allen Regeln der Kunst sichert. Das Blaulicht von gleich drei Einsatzwagen blinkt, gelbe Warnleuchten weisen den Weg.



© Jana Mai

Landtagspräsident André Kuper, Gedenkstätten-Geschäftsführer Oliver Nickel und Ministerpräsident Armin Laschet am 9. Oktober in Holte-Stukenbrock.

Das Bildungszentrum der Polizei wird seine Fläche etwas verkleinern, die neue Gedenkstätte wird also künftig frei zugänglich sein. Damit sie wie geplant 2025 fertig wird, müssen nicht nur vom Bund, sondern auch aus dem nordrhein-westfälischen Haushalt erhebliche Mittel fließen. Konkrete Zusagen macht Ministerpräsident Laschet in Stukenbrock nicht – und gibt doch ein klares Bekenntnis ab. Es sei höchste Zeit, in den Erinnerungsschatten hineinzuleuchten. „Wir sind das den Opfern schuldig, die in der Gefangenschaft umgekommen sind. Wir sind das den Angehörigen schuldig, für die das Geschehen bis heute Teil der Familiengeschichte ist. Wir sind es auch uns selbst schuldig, um uns bewusst zu bleiben, wohin Verblendung und Hass führen können.“

„Was hat mein Urgroßvater gefühlt? Hatte er Hoffnung?“

Ein einziges Foto hat Marina Mehlis von ihrem Urgroßvater Stepan Stepanovich Lazarew finden können. Als Marina Mehlis ans Rednerpult tritt, wird es hinter ihr auf eine große Leinwand projiziert. Ihr Urgroßvater war schon über 40 Jahre alt, als ihn die Rote Armee zum Kriegsdienst einzog, er hatte eine Frau und vier Kinder. Das jüngste war Juri. „Bis 1943 hat mein Urgroßvater für sein Land, seine Heimat und die eigene Familie gekämpft, im März 1943 wurde er gefangen genommen und kam hierher in dieses Lager. In diesem Moment war er für seine Familie verloren.“

Sie habe sich oft gefragt, wie es ihrem Urgroßvater im Stalag 326 erging, in dem einen Jahr, in dem es ihm geglückt sei, am Leben zu bleiben. „Worüber hat er in dieser Zeit nachgedacht? Bestimmt hat er Tag für Tag an seine Frau gedacht, die allein mit vier Kindern in der Heimat wartete. Was hat mein Urgroßvater gefühlt? Hatte er Hoffnung?“ Bei ihrem Besuch in

Stukenbrock habe sie vor ihren Augen immer wieder ihren Urgroßvater in diesem Schrecken gesehen. „Meine Geschichte ist eine der vielen Millionen Familiengeschichten aus dem Krieg, und als Russin bin ich dankbar, dass Deutschland dafür sorgt, dass die Spuren dieses Kriegs nicht verlorengehen.“

Bevor sich Marina Mehlis auf den Weg zurück nach Berlin macht, fährt sie noch einmal zum Ehrenfriedhof. Nach der Rede von Bundespräsident Gauck wurden hinter den Massengrabreihen große Betonstelen errichtet. In vormontierten Glasplatten sind kyrillische Schriftzeichen eingraviert. Die Opfer sollen nicht länger ungenannt sein. Auf jeden kommt es an. Die Namen von 16.000 Opfern immerhin hat der Förderverein in jahrelanger Arbeit zusammentragen können. Meter um Meter ziehen sich die raumhohen Stelen hin. Marina Mehlis fährt sacht mit ihrem Zeigefinger über eine Namensreihe. Sie hält inne und liest vor: „Stepan Stepanovich Lazarew.“

Quelle: F.A.Z.